

Editorial

Kritische Theorie sollte herrschende Theorien in die Krise stürzen. So auch hier. Der antimuslimische Rassismus ist nicht nur realwirksam in der aktuellen internationalen »Krise des Politischen«, seine kritische Aufarbeitung bereitet ihm auch selbst seine dringend nötige Krise. Wie passiert das in diesem Heft? Der Schwerpunkt setzt sich anlässlich der Fluchtbewegungen aus dem Nahen und Mittleren Osten und afrikanischen Ländern mit aktuellen Krisenrhetoriken auseinander. Es geht um den ideologischen Charakter ökonomisch, politisch und kulturell motivierter »Krisendiagnosen« in Parteien, Medien und neuen rechten Bewegungen. Deren Hintergründe erkunden die Beiträge entlang der Linie Rassismus – Antislawismus – Kolonialität und anhand verschiedener Diskurse, die ›Fremde Andere‹ konstruieren. Sie stellen den rassistischen Blick auf die nach Deutschland immigrierenden und fliehenden und die schon länger hier lebenden Einwanderer als ›Muslime‹ infrage und zeichnen, so die Gastherausgeberinnen Iman Attia und Mariam Popal, im Sinne von Judith Butlers Krisenkonzept der Störung vermeintlicher Gewissheiten, ein alternatives Bild – etwa indem sie sich auf die Perspektive der Flüchtenden oder auch der als Terrorgefahr markierten Jugendlichen einstellen, indem sie ferner die soziale Zusammensetzung der Hilfe leistenden Bewegungen rassistisch beleuchten oder indem sie die Willkommenseuphorie des Jahres 2015 gegen den Strich bürsten. Durch diese Analysen wird deutlich, dass und warum sowohl die Aggressionen wachsen als auch deren Eindämmung und Kritik auf schwachen Beinen steht, solange nicht in die Krisenrhetorik selbst kritisch interveniert wird.

Einführend weisen Iman Attia und Mariam Popal zurück auf die Anfänge des neuzeitlichen Europa. Mit der »re-conquista« im Jahr 1492 haben sich auch wesentliche Elemente der kulturell und religiös ansetzenden rassistischen Politik formiert. Die Autorinnen schlagen den Bogen der seinerzeit anhebenden Rassifizierung muslimischer und zwangskonvertierter Menschen (moriscos) in die jüngere Zeit des Nationalstaats (nicht ohne die zeitgleichen Formen von Antisemitismus zu benennen). Vor diesem historischen Hintergrund, den neuere Theorien im Weiterleben von »Kolonialität« erfassen, werden die Reaktionen auf die aktuellen Flüchtlingsbewegungen in Deutschland als Versuch bewertet, erneut eine Kultur zu definieren, die besonders »Muslim*innen« als Bedrohung titulierte. Kien Nghi Ha erinnert an die Deutungsmuster des Imaginierens und Generierens von Diskursen in Zusammenhang mit ›dem Anderen‹. Sie folgen Mustern von »Kolonialität« und aktualisieren sie im politischen und diskursiven Alltag. Encarnación Gutiérrez Rodríguez umreißt diese Deutungsmuster angesichts der neueren Fluchtbewegungen und einer Mobilität, die von Sicherheitskonzepten vorangetrieben wird. Sie zeigt Zusammenhänge zwischen historisch-kolonial gewachsenen ökonomischen Interessen und ihrer gelebten Wirklichkeit, die materiell ›im Westen‹ mit dieser Geschichte verwachsen ist, jedoch nicht ins Bewusstsein weißer Bürgerinnen und Bürger dringt. Der diskursiven und sprachlichen Verdinglichung ›des Islam‹ mit

Hilfe von Binarismen nähert sich Imad Mustafa und liest diese kontrapunktisch, etwa indem er mediale Repräsentationen in der Terrorisusedebatte erörtert. Markus Schmitz reflektiert den vorherrschenden öffentlichen Diskurs mit einem kulturwissenschaftlichen, psychoanalytisch inspirierten Ansatz und hinterfragt die Rhetorik über ›Willkommenskultur‹, die mit Formen des Orientalismus verbunden bleibt und daher leicht in ihr Gegenteil umkippt.

Eine geradezu extraterrestrisch anmutende Merkwürdigkeit der aktuellen Demokratie-Krise, der Relativierung von politisch garantierten Menschenrechten und der Anfeuerung von Gewalt ist die inflationäre Anrufung ›des Islam‹ als Bedrohung des gesellschaftlichen Friedens. Denn sie geschieht, ohne sich auch nur von fern mit der Geschichte bzw. Gegenwart dieser weit verzweigten religiösen Tradition auseinanderzusetzen, was auch bedeuten würde, Wechselwirkungen zwischen islamischen, christlichen und jüdischen Denkweisen und Praxen zur Kenntnis zu nehmen. Solche differenzierenden Erforschungen der Religionsgeschichte im Nahen und Mittleren Osten, Zentralasien, Nordafrika und Europa sind aufwändig. Sie überforderten, zumal wenn sie auf ihre sozialökonomischen und politischen Umstände bezogen würden, die groben und feinen Protagonisten der aktuellen »Islamfeindlichkeit« – und viele ihrer Kritiker. Sich diese intellektuellen Mühen zu ersparen ist auch eine Form des Selbstschutzes derer, die meinen, eine klar definierte kulturelle, religiöse und nationale Identität für sich und andere behaupten zu müssen, um mittels verbaler und körperlicher Gewalt das Geschäft der »rohen Bürgerlichkeit«, dieser Mischung aus Kleingläubigkeit und Selbstrechtfertigung in Übereinstimmung mit den Gesetzen von Konkurrenzkampf und Gelderwerb, betreiben zu können. Der Begriff »Islam« und die Bezeichnung von Menschen unabhängig von ihrem Selbstverständnis und ihrer eigenen Geschichte als Muslim/Muslimin sind vielfach zur Chiffre der Ausgrenzung und eines zeitgenössischen Rassismus verkommen, zur Legitimation von Nationalismus und Gewalt, wogegen kritische Theorie Einspruch erheben muss. Dazu bietet dieses Heft wichtige Anregungen. Sollten hierauf weitere folgen, so im Sinne einer religionskompetenten Religionskritik (*Arg.* 299), die nach allen Seiten kritisch bleibt und in der unübersichtlichen Situation sich am Werfen von Nebelkerzen nicht beteiligt.

An die Gastherausgeberinnen, Autorinnen und Autoren geht unser herzlicher Dank für die gute Zusammenarbeit im gesamten Redaktionsprozess. Sie haben sich auch auf die editorischen Konventionen des »Argument« eingelassen, wenngleich diese mit ihrem Konzept antirassistischen und antikolonialen Schreibens kollidieren, das der Suggestion des Fremden (›des Islam/s‹) entgegentritt und sich kritisch zu Konstruktionen von »Anderen« verhält. Dazu gehört für sie auch, durch duale und additive Ausdrucksweisen fixierte zweigeschlechtliche Normen zugunsten von mehr Vielfalt zu hinterfragen. Wir halten es mit ihnen für notwendig, weiter an der Überwindung sprachlicher und literarischer Formen der Ausgrenzung zu arbeiten, sehen in den vielerorts dafür angewendeten Zeichen und Lettern (I*/_) jedoch nicht die Lösung eines Problems, über dessen sachlichen Gehalt wir uns zuvor noch verständigen müssten.

Sabine Plonz